Die großen Verbrecher des Weltkrieges.

Allen mich einmal das Forum der Nachwelt verantwortlich machen für den großen Krieg, der gegenwärtig durch Europa wüthet? Auf wessen Haupt werden die Blutströme kommen, die jetzt fließen müssen? Als der Krieg von 1870 beendet war, bürdete man die Schuld Napoleon III. auf, und nicht ohne Grund, insofern als er einen Krieg, in den er eigentlich nur widerwillig hineingegangen war, leicht hätte verhindern können. Damals war aber, und in einem weit höheren Grade als heute, das französische Volk sein Mitschuldiger. Für die heutige Lage ist es eigentlich charakteristisch, daß im Grunde keiner der miteinander kriegführenden Herrscher den Krieg gewollt hat, weder der schwache Zar noch der einflußlose König Georg von England, am allerwenigsten Kaiser Wilhelm. Die wahren Schuldigen an dem Elend dieses Krieges sind eine kleine Gruppe internationaler Politiker, die ihr Ehrgeiz nicht mehr ruhig ließ, und die eine jahrelange Wühlarbeit schließlich mit dem Zusammenschluß einer europäischen Verschwörung gegen Deutschland krönten. In dieser Gruppe ist der Präsident der französischen Republik Poincaré einer der ersten, wenngleich durchaus nicht geistig der bedeutendste. Die geistige Physiognomie Poincaré's weist viel mehr Züge von bourgeoishafter Eitelkeit und Selbstgefälligkeit auf, als von wirklicher Begabung. Er hat den verbissenen Haß und die Dickschädlichkeit des französischen Lothringers gegen Deutschland, die an Stärke jeden andern Deutschenhaß in Europa übertrifft. Das Gebiet des direkten Größenwahns streifen wir, wenn wir die Persönlichkeit Delcassé's in's Auge fassen. Es giebt wenige Politiker, die in ihrem Lande so unheilvoll gewirkt haben wie Delcassé; vor zehn Jahren wußten das die Franzosen noch selbst, heute wissen sie es leider nicht mehr. Wer einmal Delcassé bei einer seiner Reden im Palais Bourbon zuhörte, empfing den Eindruck einer selten unsympathischen Persönlichkeit, eine Physiognomie, die, weniger in den Einzelheiten, aber im ganzen so abstieß, weil sie den künstlich hinaufgeschraubten Größenwahn verrieth. Die ganze Figur Delcassé's, eben mittelgroß, scheint wie von oben her zusammengedrückt; sie wird von der Glatze, über die ein paar Haarsträhnen gezogen sind, wenig vortheilhaft gekrönt. Das massige Kinn, die lauernde Haltung mit dem verbissenen Gesichtsausdruck verrathen einen Mann, der sein Ziel nie aus den Augen verliert, und wenn er lange Jahre darauf warten muß. Sein Ziel, Ministerpräsident zu werden, hat zwar Delcassé immer noch nicht erreicht, aber man weiß ja nicht, was in diesen Zeiten geschehen kann. Vergessen wir außerdem nicht, daß die Diplomatie der Republik in den letzten 10 oder 15 Jahren eine Schaar jüngerer Politiker groß gezogen hat, die anders auftreten wie die polternden Revanchehelden von einst mit ihrer patriotischen Phrase. Sie lernten deutsche Sprache, sie bereisten deutsche Städte, sie traten nach außen höflich und scheinbar liebenswürdig auf. Deshalb sind sie nicht minder erbitterte Feinde Deutschlands, und gerade sie waren am eifrigsten bemüht, das internationale Netz zu knüpfen, das Deutschland über den Kopf geworfen werden sollte. Das ist, um einige Namen zu nennen, zum Beispiel Maurice Herbette, der Sohn des früheren Botschafters, oder André Tardieu, der im Temps die auswärtige Politik macht. Ihnen gegenüber mußte jeder Deutsche, der mit ihnen in Beziehung trat, vorsichtig sein, weil sie ihre Maske niemals lüften. Sie haben, besonders in kolonialen Dingen, Frankreich manchen Vortheil zu erringen gewußt; daß die russische Allianz sie schließlich in den Weltkrieg hineintreiben würde, wußten sie wohl alle, mancher wünschte es wohl auch. Aber die Folgen scheint sich wieder einmal keiner klar gemacht zu haben.

Daß die Allianz aber das vorliegende praktische Ergebnis hatte, das ist besonders das Verdienst des russischen Botschafters in Paris, Alexander v. Iswolski, in ihm hat Deutschland einen seiner schlimmsten und zugleich einen seiner skrupellosesten Feinde. Das heißt, eigentlich fing sein Haß mit Oesterreich-Ungarn an, gegen das er in den Balkankriegen eine Niederlage erlitten hatte; er pflanzte sich dann naturgemäß auf das verbündete Deutschland fort. Iswolski ist von jener namenlosen persönlichen Eitelkeit, die alle russischen Diplomaten von Rang zu charakterisiren scheint, und von der schon der Fürst Gortschakoff ein so hervorragendes Beispiel gab. In Paris waren seine Abenteuer mit Frauen bekannt; seine Pläne, die Landkarte Europas umzustalten, hinderten ihn ebensowenig, sein Leben zu genießen, wie manchen von der jetzt in Rußland herrschenden Großfürstenclique, den man als regelmäßigen Gast in den kleinen Pariser Theatern sah, gewöhnlich von Weibern begleitet, deren Brillanten das russische Staatsbudget decken mußte. Wenn der heute nach Bordeaux geflüchtete Iswolski wirklich das Wort gesprochen hat, das man ihm zuschreibt: „Das ist mein Krieg!" so bekommt er eine fatale Aehnlichkeit mit der Kaiserin Eugenie, die dasselbe Wort schon 1870 sprach; wahrscheinlich wird seine Politik ebenso erfolgreich sein. In einem Punkt ist Iswolski allerdings Original gewesen: in der großartigen Organisation der russischen Spionage über Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Denn Rußland hat für die Spionage in den beiden Kaiserreichen Millionen ausgegeben, mit großem Erfolge.

Der letzte in dieser Galerie, der zu nennen wäre, wäre wohl Sir Edward Grey, der Stock-Engländer, der keine fremde Sprache spricht, kein fremdes Land kennt, der sicher innerlich den Russen ebenso verachtet wie den Deutschen, der aber in dem Krieg des Zweibundes gegen Deutschland eine Gelegenheit zu einem internationalen Bubenstreich ersten Ranges sah. Man kann zweifelhaft sein, wem von den Vertretern der drei Nationen man die Palme reichen soll; was aber die Unverfrorenheit seiner Lügen betrifft, so schlägt Sir Edward Grey allen russisch-französischen Wettbewerb. Das sind die Leute, um derentwillen sich jetzt Tausende braver Männer in Europa hinschlachten lassen müssen.

Die Befestigungen von Paris.

Bis vor hundert Jahren ist Paris eine offene Stadt gewesen. Der stolze Geist der französischen Könige wies den Gedanken weit von sich, daß es je zu einer Bedrohung der französischen Hauptstadt durch Feinde kommen könnte, und Napoleon schien es erst eine unmögliche Vorstellung, daß er, der die Waffen zum Angriff durch die ganze Welt getragen, in die Lage kommen könnte, sich vor dem Vordringen seiner Gegner nach Paris zurückziehen zu müssen. Selbst als die Verbündeten bereits siegreich über den Rhein vordrangen, konnte er sich noch nicht zu einer stärkeren Befestigung entschließen, und da ohne seine Genehmigung kein Spatenstich gethan werden durfte, so wurden beim Herannahen der Feinde 1848 nur ganz geringe Vorkehrungen getroffen. Die einfache niedrige Mauer, die im 18. Jahrhundert für die Zollkontrolle angelegt worden war und keine Vertheidigung darstellte, wurde nothdürftig ausgebessert, die Thore wurden versperrt. Immerhin war die Lage von Paris auch ohne Festungswerke für die Vertheidigung sehr günstig, und als Napoleon nach der Rückkehr von Elba 1815 von Neuem den Kampf gegen Europa aufnahm, versäumte er nicht, seine Hauptstadt nunmehr durch Befestigungsanlagen zu schützen. Der Korse, der auch in diesen Dingen ein Meister war, ließ die Umgebung der Stadt auf der Nordseite verschanzen und machte aus St. Denis, sowie aus den Höhen von Montmartre, La Vilette, Belleville und Romainville starke Stellungen. Seit diesen provisorischen Anlagen kam der Gedanke einer Befestigung von Paris nicht mehr zur Ruhe. Schon nach der Rückkehr der Bourbonen drängte der Wiederhersteller des Heerwesens, Marschall Gouvion St. Cyr, darauf; doch erst nach der Thronbesteigung des Bürgerkönigs Louis Philipp wurde die Frage immer dringender. Und zwar sollten die Befestigungen nicht so zum Schutze gegen äußere Bedrohungen, als vielmehr gegen den „innern Feind" dienen, den man damals besonders fürchtete. Die Königstreuen und die Konservativen verlangten eine Befestigung, um die aufrührerischen unteren Klassen zu bändigen. Ein Streit, der fast zehn Jahre dauerte, erhob sich über die Art dieser Festungsanlagen. Die Einen wollten die Errichtung eines fortlaufenden Walles mit Graben rings um die Stadt, die Anderen befürworteten in einem weiteren Umkreise die Anlegung einzelner fester Punkte. Der berühmte Naturforscher Arago suchte damals den gekehrten Nachweis zu führen, daß solche „Forts" der guten Stadt Paris viel gefährlicher sein würden, als einem auswärtigen Feinde, der die Stadt belagere; denn wenn der Gegner die Forts erst eingenommen habe, dann werde er einfach aus ihnen die Stadt beschießen. Schließlich kam es nach 1840 doch zu dem Bau der Befestigungen, wobei eine einheitliche Umwallung und zugleich Forts angelegt wurden.

1870 waren diese Bauten in ihrer inneren Kreislinie wie in dem äußeren Gürtel von 15 Forts vollendet. Die nach Deutschland hin auf der Ostseite von Paris gelegenen Befestigungen bildeten den Mittelpunkt und stärksten Theil des Ganzen. Daß diese Befestigungen nun einen wirksamen Schutz für Paris bildeten, darf man nach den Erfahrungen der Belagerung von 1870 nicht annehmen. Jedenfalls lag es nicht an ihnen, wenn die Hauptstadt erst nach länger als vier Monaten zur Uebergabe gezwungen wurde. Der General Totleben, der berühmte Vertheidiger von Sewastopol, der nach Besichtigung der Forts fragte: „Ist das alles?", dürfte recht gehabt haben, wenn er sagte: „48 Stunden nachdem Ihr den ersten preußischen Helm zu Gesicht bekommen habt, wird sich Paris ergeben müssen." Es waren andere Momente, die die Deutschen an der sofortigen Erstürmung von Paris verhinderten. Seit diesen Erfahrungen ist man fieberhaft thätig gewesen, Paris zu einer Riesenfestung nach den modernsten Gesichtspunkten umzugestalten. Die Kernumwallung hat nun an Bedeutung verloren, dafür sind die Forts so weit herausgeschoben, daß die Stadt vor der Beschießung gesichert ist. Mit ihrem eigenthümlichen Geschick für derartige Bauten haben die Franzosen den neuen Festungsanlagen die Form von drei mächtigen verschanzten Lagern gegeben und die Hauptkampflinie bis zu 125 Kilometer ausgedehnt. Damit ist ein Gebiet abgeschlossen, das groß genug ist, um auch während einer Einschließung einen regelmäßigen landwirthschaftlichen Betrieb zur Verpflegung der Riesenstadt zu sichern. Jedes Lager ist in mehrere selbständige Gruppen und Sperrforts gegliedert, die die Zwischenräume beherrschen, und diese Zwischenräume sind mit gutem Verständnis und geschickter Ausnützung der natürlichen Lage zum Kampffeld vorbereitet. Eine Einschließung, wie sie 1870 durchgeführt wurde, dürfte für diese Riesenfestung eine halbe Million Soldaten erfordern. Ob freilich die Anlage solcher ungeheuren Befestigungen zweckmäßig ist, ob sie der modernen Artillerie standhalten werden, das ist eine bisher ungelöste Frage, die aber wohl binnen kurzem nun ihre Beantwortung finden wird.

An der französischen Maas.

Aus einem Kriegstagebuch. Von Rittmeister **von P.**

29. August. Westlich Sedan, 5 Uhr Morgens.

Der achte Schlachttag kündet ein erneutes Grauen in einer rothen Morgensonne — der Kanonendonner ruhte nicht seit gestern Abend. Man fixirt den Feind bei Sonnenuntergang, und dann wird das Gebiet stundenweise mit Geschossen bestreut. Nur wenige Beispiele kann die Geschichte aufweisen, daß eine Armee acht Tage ohne Aufhören in heißem Kampf gestanden, es macht sich fühlbar. — — — Am ärgsten hat's in den Offizieren gewütet. Ein' 6. Ulan aus Hanau, Offizier, erhielt einen Halsschuß und verschied bald. Der Vater, ein Regimentskommandeur, zog zufällig durch das Dorf, wo wir den Freund beerdigen wollten mit seinen Mannen, da mußte der arme Mann das Fürchtbare erfahren. Versteinert wie die Grabsteine stand er da. Zehn Minuten dauerte alles, dann erscholl das Kommando: „Regiment stillgestanden, Regiment marsch." Ein eiserner Reiter war's, der von neuem ins Feuer zog — in Frieden ruhte sein Sohn.

Mörderisch waren die Gefechte gestern um Sedan herum. Stundenlanges Artilleriedueil. Die Franzosen schossen ganz hervorragend. Die Verwundungen aber waren meist leichter Natur. Aber die Höhen wurden genommen und Nachts war wieder starkes Rückfluthen des Feindes. Ich kann mir nicht denken, daß noch so weiter gekämpft werden kann. Die armen Menschen müssen Ruhe bekommen. Die anderen Armeen sind momentan wenig oder gar nicht engagirt. Wir sind im Winkel und müssen den Druck ausüben, während die anderen Flügel halten. Die Stimmungen wechseln. Es ist zuweilen furchtbar düster, wenn das Schlachten gar nicht aufhört. Die ernste Miene des Kommandirenden, der seine Sache so hoch, so verantwortungsschwer nimmt. Für die Existenz des großen Einheitsgedankens kämpfen wir, und das ist jedem Mann wie eingeimpft. Ich sah sie allein stehen, zehn Leute gegen hundert, sie ließen nicht locker. Ein Offizier, zwei Mann blieben übrig, und der Gegner mußte fliehen; um die Fahne galt's, das Heiligthum, und das hielten sie. Selten, nur selten sieht man Verzweiflung in den Reihen der Verwundeten. Sie tragen ihr Leid, aber keiner klagt.

In die Kathedrale von Autremont an der Maas waren gestern nach den Gefechten zahlreiche Verwundete gebracht worden. Auf dem Hochaltar verrichtete Professor Rehn sein schweres Werk. Drei Operationstische waren aufgestellt. Die Aerzte arbeiteten die ganze Nacht. Die Kronleuchter, alle Wachskerzen brannten — Misericordia Domini — ein tiefes Schweigen lag auf diesem Bild, das meine, jetzt sehr aufgepeitschten Nerven zusammenriß.

Meine Thätigkeit ist sehr abwechslungsreich. Bald bei den rückwärtigen Gefechtsstaffeln, für Momente bei den Gefechtsständen, bei den Kolonnen, Lazaretten, überall kommt man, als Ordonnanz und Autooffizier. Der denkbar interessanteste Posten. Sehr wenig Ruhe. Die Nachtfahrten sind das Schlimmste. Im fremden Lande bei Nebel und Dunkelheit. Wildes erregtes Landvolk, brennende Dörfer, verstellte Wegweiser. Es gehört schon vollkommene Selbstüberwindung zu diesem Handwerk, das dabei so verantwortungsvoll; hängt doch von einem Befehl manchmal alles ab. Am besten geht's jetzt G. Er hat für seine Pferde zu sorgen, das ist alles. Dabei schimpft er aber immer.

Gestern Abend wie immer Strohlager in einer Schulstube zu zehn Herren. Zu essen gab's nichts, auch den Tag über nichts. Unsere Verpflegungswagen stehen noch über der Maas, und die Kolonnen versperren den Weg. Da sucht sich eben jeder selbst, was er bekommen kann. Ich gehe in diesem Fall immer an die Mannschaften heran, die haben immer zu futtern. Sind die Dörfer doch auf Meilen weit verlassen, und alles, was da kreucht und fleucht, wird requirirt.

Hier im Felde schwinden die Werthe. Wie das höchste, von Gott geschaffene Leben nichts mehr bedeutet, so schwindet auch für alles andere der Werthbegriff. Was liegt an Kriegsausrüstungsgegenständen auf den Straßen herum! Pferde zu Hunderten. In den Dörfern, Städten, alles verwüstet. Der Hausrath liegt in den Straßen zerstreut, alles zerschlagen, zertrümmert, wenn nicht überhaupt alles bis zum letzten Stein ausgebrannt ist. Das haben die Franktireurs verschuldet, die den Soldaten zur Raserei bringen. In einem Dorfe standen noch fünf Häuser, die unversehrt. Ich mußte mich orientiren, ging in eines der Häuser. Da lag eine junge madonnenschöne Frau im Bett. Sie stöhnte, streckte die Arme nach mir aus, "oh, mon officier, vous n'êtes pas barbare, n'est ce pas, ne me tuez pas", die Aermste hatte gerade ein Kind geboren. Ihr Mann war im Felde erschossen, todt. Draußen auf der Straße wildes Geschrei. Man fesselte den alten Vater, er hatte auf Husaren aus dem Fenster geschossen. Eine Salve krachte, auch er war dahin, und drunten vor der Hausthüre saß das alte Mütterchen, wie ein versteinertes Bild, sie sah alles, hörte alles, der Himmel fiel für sie ein — — —

Auch vom Heiteren giebt es Gott sei Dank, sonst wär's nicht auszuhalten. Ein junger Ulanenoffizier wurde gestern von einem Schrapnell an der Tschapka (Helm) getroffen. Es schlug ihn um, ohne ihn zu verwunden; nur lag er besinnungslos eine halbe Stunde. Als er erwachte, war er ausgezogen bis aufs Hemd, umgeben von Franzosen. Er faßte sich, stellte sich todt und wartete, bis sie abgezogen, dann flüchtete er in ein Kornfeld mit einem Karabiner bewaffnet, blieb dort die Nacht und hatte das Glück, am nächsten Morgen eine Patrouille zu erwischen. Er schwang sich auf ein Pferd in unglaublichstem Kostüm und erreichte den Stab so gestern Abend. Er bleibt jetzt beim Stabe.

Samstag Abend.

Eine enge Dorfstraße in Autrecourt an der Maas — sie ist erfüllt von Geschrei, fahrenden Wagen, Kommandostimmen „rechts fahren", „anhalten", „das Generalkommando kommt" — Autosignale, Trompeten — auch der Großherzog mit fast unkenntlicher Staubmaske ist wieder bei uns. Das Dorf ist der wenigen eines, das den Flammen entronnen. Wir bleiben hier heute Nacht. Die Verpflegung etwas mangelhaft in den letzten Tagen. R. thut, was er kann. Jeder sucht auf eigene Kappe ein Lager. P. und ich betreten das erste beste Haus. Ein todtes Schwein liegt davor, im Eingang Hausrath, Trümmer, die einstmalige Speisestube der Besitzer eine Wüstenei. Eßsachen, Porzellane, Bettwäsche, Spiegel, ein zerfetztes Harmonium, am Boden Stroh, ein geschlachtetes Huhn darauf, Gewehre, Säbel, auf einem Gipskopf ein Franzosenkäppi, angebrochene Geleetöpfe, wir steigen hinüber über dieses „Einst" und kriechen die alte Holztiege hinauf, da wo sie schliefen, wo Friede war, wo auch noch der Abglanz der getrennten Welt an allen Gegenständen zu sehen ist. Vier Kinderbettchen, sauber und weiß, über jedem ein Kruzifix „Jesus priez pour nous", Kleidungsstücke auf dem Boden, sie waren nur mit dem Nöthigsten bekleidet geflohen, ihrer Armee nach, rückwärts, rückwärts, das große Debacle. P. und ich theilen uns in das große Bett, er soll darin schlafen. Ich nehme die untere Matratze, welche Verwöhnung nach acht Tagen Strohlager. Wundervoll ist die Nacht, die Sterne leuchten am Himmel, wo Friede — —

Man ruft — Essen! Die Herren zum Essen! Drüben in dem Garten der Schule ein großes Flackerfeuer. Der Kommandirende und der Großherzog auf einer umgedrehten Leiter sitzend, haben ihre Suppe. Kisten und Holzhaufen dienen uns zur Futtereinnahme. Suppe und Brod, das schon seit fünf Tagen. An Wein fehlt es nicht, es wird fest getrunken. Man verträgt ja alles im Felde. Auf dem nahen Hügel vor uns Biwakfeuer. Man verkündet den Soldaten soeben die Siege aus Rußland, unsere Vormärsche auf Antwerpen, „Hurra!" braust es da herüber. Ich hatte mir auch ein Kochgeschirr geholt, Hühnersuppe mit Speck und Bohnen war es, ausgezeichnet. Kaum ein paar Löffel warmen Essens im Magen, da kommt der Chef: „Nach Sedan fahren!" Es ist 11 Uhr, ich sehnte mich nach Ruhe, aber diese Nachtfahrten — — —. „Zu Befehl." Nebel lagen auf der Maas, über die dumpfklingende Pionierbolzbrücke mit dem verschmutzten Auto hinüber, Richtung Bazailles. Wieder Kolonnen überall, es ist furchtbar, daran vorbei zu kommen. Posten halten einen an auf Schritt und Tritt, Gewehr im Arm, oft auch den Finger am Abzug. „Generalkommando XVIII". „Passiren" schreit der Posten.

Kennt man die Straßen nicht — das müde Auge ringt sich seinen Weg auf spärlichen französischen Karten. „Sedan", schon zweimal war ich dort. Vor mir die Geister derer von 70. Gestern am Tag da lagen unsere Truppen auf dem Nationalplatz, sie sangen und sangen unsere deutschen Heldenlieder. Viele Brüder todt und verwundet, und doch: es wird weiter gesungen. Die Verwundeten singen auch — wenn wir nur siegen — nur der Mund der Todten schweigt, aber ihnen ist das Halleluja der Himmelschöre geschenkt. Auf dem Wege Nachts von Sedan nach Hause sprach mich ein Todter an: ich mußte halten — es war ein frisches Grab, eine Lampe hing daran, sie war frisch angezündet, ein Holzkreuz auf dem Hügel, Major von B. stand darauf geschrieben — gestern noch schüttelte ich seine Hand. Der Mond schien wunderholl, kalt war es, auf dem Kirchthurm von Autrecourt die rothe Laterne des rothen Kreuzes, sie zeigte mir den Weg.

3. Sept. Cernay en Dormais.

Zum erstenmal seit Luxemburg zeitig in's Quartier gekommen, auch ein verhältnißmäßig anständiges Bauernzimmer mit Bett vorgefunden. Nun soll auch die Badewanne wieder einmal ihre Schuldigkeit thun, welche Wonne. Du machst Dir keinen Begriff, wie wir alle aussehen, der Staub in der Kolonne, das Lagern auf Stroh, das unregelmäßige Sichsäubern-können, macht einem zum Kompletten — Schweine. Die Truppen haben alle Bärte, manche Offiziere sind kaum wiederzuerkennen.

Es ist oft schwer, sich zu konzentriren bei dem ohrenbetäubenden Kriegslärm, sind's nicht Kanonen, so sind's die nimmer endenden Tage und Nächte an einem vorbeimarschirenden Kolonnen, Munition, Fourage, Lebensmittel, des großen Heeres.

Wir haben jetzt wieder mehr südlichen Kurs. Ich taxire einen sehr heftigen Vorstoß. Ein letztes Alles-Einsetzen der Franzosen, aber ich kann mir nicht denken, daß sie irgendwo Glück haben. Disziplin und Moral haben kolossal gelitten, neben ihrer schlechten Kriegsführung. Gebe nur Gott, daß ein unmenschliches, furchtbares Blutbad erspart bleibe. Heute kam der Kriegsminister und gratulirte dem Kommandirenden für seine großen Erfolge und Siege. Er sagte ihm: „Sie haben große Verluste, aber Sie haben in der großen Armee-Schwenkung den Ausschlag gegeben, ohne Sie wären wir vielleicht nicht so weit." Sch. war selig. Gestern waren viele von 4 Uhr Nachmittags bis 1 Uhr Nachts auf der Suche nach dem linken Flügelkorps. Hinten herum kommt man wegen der Kolonnen schwer, und vorn ist's immer gefährlich. Dann heißt's sich irgendwo durchschwindeln, mit dem großen Auto ist's manchmal furchtbar schwer. Gestern schlugen Granaten auf zweihundert Schritt vor mir ein. Ich habe mich sofort dünne gemacht.

Welch ein Glück haben wir mit dem Wetter, nur zwei Regentage, seit wir von Hause weg sind. Jetzt sind wundervolle Herbststimmungen. Schon gestern Nacht fuhren wir bei prachtvollstem Vollmond. Alles war schauerlich erleuchtet. Dörfer flammten blutroth, auf den Straßen endlose Kavallerie-Züge, verstaubt, zerzaust, verwildert. Biwakfeuer. Es ist jetzt besser fahren in Frankreich. An Belgien denke mit Schrecken zurück. Jetzt fange ich an zu glauben und zu hoffen, daß wenn nicht große Belagerungen kommen und endlose Präliminarien, wir doch, gebe es Gott, nicht allzu lange diesen großen Völkerkrieg weiterführen werden.

Der russische Botschafter Iswolsky in Paris. Sir Edw. Grey, britischer Minister des Aeußern. Der französische Minister des Aeußern Delcassé.

Ein Wort für das Elsaß.

In einem Artikel in der „Frankf. Ztg." legt Dr. Ernst Hochschild aus Kolmar ein Wort für seine elsässischen Landsleute ein. Sein Verlangen, man solle den Elsässern jetzt Vertrauen entgegenbringen, begründet er mit nachstehenden Ausführungen: Wie loyal sich das Elsaß benommen hat, beweisen seine 90 000 Kriegsfreiwilligen, beweisen täglich die Heldenthaten elsässischer Soldaten und Matrosen, die mit Begeisterung unter der deutschen Fahne fechten. Wie sehr sich das Elsaß bewährt, dafür ist auch ein Beispiel die hervorragende Haltung der sonst so verschrienen Stadt Colmar, in der die gesammte, insbesondere auch die altelsässische Bevölkerung den durchziehenden Truppen die glänzendste Verpflegung zu Theil werden ließ. Landwehrleute, die wochenlang in Kolmar lagen, sind von der Aufnahme, die sie dort gefunden haben, geradezu begeistert gewesen, und ihr Befehlshaber hat der Bevölkerung auch offiziell den Dank der Truppen ausgesprochen. Wie dort die Bevölkerung denkt, zeigt sich in der einmüthigen Verurtheilung der Schandpolitiker Wetterlé, Blumenthal, Helmer und Waltz, die gelyncht würden, wenn sie sich in Kolmar wieder einmal sehen ließen. Daß in manchen elsässischen Dörfern auf der Heerstraße, wo wochenlang Zehntausende von Soldaten durchzogen, die armen Bauern für die Soldaten nicht mehr viel thun konnten, ist selbstverständlich. Auch hieraus ist, ohne daß man darüber nachdachte, der elsässischen Bevölkerung mancher Vorwurf gemacht worden. Aber wer kann mehr geben, als er hat?

— Die japanische Brigade Nambu verlor im russisch-japanischen Krieg in einer Viertelstunde 90 Prozent ihres Bestandes.

Aus den Kämpfen bei Lemberg.

Kriegserlebnisse des Violinvirtuosen **Fritz Kreisler.**

Der berühmte Wiener Geiger Fritz Kreisler befand sich beim Kriegsausbruch in Ragaz in der Schweiz. Dort stellte er seine diesjährige Konzerttournee zusammen, in der Paris, London und Petersburg die Hauptetappen gewesen wären. In diesen Städten nämlich hat Kreisler seinen Weltruf errungen. Kein deutscher Geiger darf sich in diesen drei Metropolen solch anhaltender Triumphe rühmen, wie sie Kreisler beschieden waren. Nun mußte der Künstler, der ein echtes Wiener Kind ist — er ist der Sohn eines bekannten Wiener Arztes — die Geige mit dem Schwert vertauschen. Er eilte, als die Mobilisirung angeordnet wurde, sofort zu seinem Regiment, in das er als Reserveleutnant eintrat.

Seine Frau, eine tapfere Amerikanerin, die durch ihre Heirath die österreichische Staatsbürgerschaft gewann, hat jetzt vollauf bewiesen, daß sie ihrem neuen Vaterland auch mit ihrem ganzen Herzen angehört. Frau Kreisler bethätigt sich in hingebungsvollster Weise an allen Hilfsorgaktionen und erwarb sich überdies ein ganz besonderes Verdienst dadurch, daß sie Mittel und Wege fand, die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten und speziell die Umgebung des Präsidenten Wilson in österreich-freundlichem Sinn zu informiren. Als muthiges Weib hat Frau Kreisler ihren Mann mit schwerem und doch freudigem Herzen in den Krieg ziehen lassen.

Kreisler stand bei der Armee, die südwestlich von Lemberg operirte. Er hat die Gefechte bei Lemberg bis zum 6. September mitgemacht und wurde an jenem Tage bei einem nächtlichen, erfolgreich zurückgeschlagenen Kosakenüberfall überritten. Mitte September traf er vom Kriegsschauplatze in Wien ein und befindet sich gegenwärtig dort in häuslicher Pflege bei seiner Familie. Er erlitt eine Sehnenzerrung des rechten Armes und eine schwere Nervenentzündung an den Beinen. Zur Herstellung seiner Gesundheit ist ihm von der Militärbehörde ein vierwöchiger Urlaub bewilligt worden, den er in Baden zu verbringen gedenkt.

Es wird seine zahlreichen Verehrer freuen, zu hören, daß der Künstler trotz der ausgestandenen Strapazen und trotz seines Leidens frisch und wohlgemuth ist. Und frisch und wohlgemuth schilderte er auch einem Mitarbeiter eines Blattes, der ihn unlängst besuchte, in nachstehender Weise seine Eindrücke und Erlebnisse auf dem galizischen Kriegsschauplatze:

„Man lebt bekanntlich als Künstler in einer eigenen Welt und hat seine eigenartigen Erlebnisse und Emotionen. Aber ich darf wohl sagen, daß es, als ich zur Fahne meines Regiments eilte, wie ein Sturm über mich kam, der den Künstler hinwegfegte. Kaum hatte ich des Kaisers Rock an, als ich mich völlig als Soldat fühlte, von dem gleichen kriegerischen Geist beseelt, der meine Mannschaft durchglühte.

Diesen Geist aufopfernden Heldenmuthes offenbarten unsere Leute gleich bei ihrer ersten Aufgabe, als sie mitten im feindlichen Artilleriefeuer mit vollster Ruhe Schützengräben aushoben. Wir hatten vor uns einen weit ausgedehnten Sumpf, über den an einer einzigen Stelle eine Brücke führte, die durch unser Infanteriefeuer bestrichen werden konnte. Wir hatten uns also in den Schützengräben unthätig zu verhalten, um hierdurch die Russen über jene Brücke herüberzulocken. Hinter unserem Rücken befand sich unsere Artillerie, welche die feindliche Artillerie beschoß, die ihrerseits unsere Stellungen ausfindig zu machen suchte. Die Russen nahmen also das ganze Feld in's Feuer, um uns zu demaskiren.

Die Schrapnells heulten, zischten und sangen in der Luft. Diese Musik macht Anfangs einen unheimlichen Eindruck, aber man gewöhnt sich rasch daran. So lag ich also in dem Schützengraben, ab und zu aufhorchend, mit der Mannschaft plaudernd und die Nacht sehnsüchtig erwartend. Jede Nacht — es waren Mondnächte — kamen nämlich die Tragthiere mit der Menage an die Schützengräben heran, und wir bekamen ausgezeichnete warme Küche. Kein opulentes Souper hat mir jemals so gemundet wie diese einfache, gesunde Kost! Die Stimmung war stets so glänzend, daß die Soldaten meines Zuges in dem Schützengraben beim Mondschein sogar Karten spielten. Tagsüber hatte ich reichlich Gelegenheit, durch meinen Feldstecher sowohl die russische Infanterie als auch die feindliche Artillerie zu beobachten. Wir machten dabei auch die Wahrnehmung, daß die russische Artillerie zwar sehr gut schoß, daß aber circa 25 Prozent ihrer Geschosse nicht krepirten. Dieser Umstand wirkte dazu mit, daß die Truppen in ihrem Kampfesdrange die Offiziere unablässig bestürmten, sie vorwärts zu führen. Sie wollten stürmen. Es machte uns Mühe, sie davon zu überzeugen, daß unsere Unthätigkeit absolut nothwendig wäre.

Wir konstatirten auch, daß die meisten Verwundungen durch russische Gewehrkugeln leichter Natur sind. Die Erklärung hierfür liegt in der relativen Kleinheit und der kolossalen Durchschlagskraft der russischen Spitzgeschosse, die nur sehr kleine Ein- und Ausschußwunden verursachen, bei denen in den seltensten Fällen Brand eintritt.

Ich hatte indes auch einmal Gelegenheit, den Anblick eines grandiosen Schlachtbildes vollauf zu empfinden. Unser Regiment stand auf einer Anhöhe als Reserve. Ich war also sozusagen objektiver Zuschauer. Es war ein unheimlich schönes Bild — diese weite Ebene, über die — es war 11 Uhr Vormittags — die Himmelsglocke rein und klar sich wölbte. Die beiden Armeen standen sich auf kilometerweit ausgebreiteten Fronten gegenüber. Auf fernen Waldabhängen konnte ich auf der einen Seite unsere Kavallerie, auf der andern Kosakenabtheilungen sehen. Ich sah auch, wie unsre und die russischen Batterien in ihren Stellungen auffuhren. Eine Episode hierbei fesselte uns besonders. An einem Waldsaum hatte sich eben eine russische Batterie postirt. Kaum war dies geschehen, als auch schon eine österreichische Batterie, die jedoch unsichtbar blieb, das Feuer gegen sie eröffnete. Eine halbe Stunde ungefähr dauert dieses donnernde Duell. Die Russen schossen anfangs mit der vollen Batterie, dann mit vier und schließlich nur mit zwei Geschützen, die auch bald verstummten. Wie wir später hörten, wurden diese zwei letzten russischen Geschütze durch eine österreichische Kavallerieeskadron im Sturm erbeutet.

Wunderbar war hierbei das Vorgehen unserer eigenen Schwarmlinien, deren Mannschaft aus Soldaten unserer Alpenländer bestand. Es war ein herrlicher Anblick! Und die Bravour, mit der sie die todten Geschoßräume der feindlichen Artillerie ausnützten, um näher an den Feind zu kommen! Eine schönere, erhebendere Musik habe ich nie gehört als die Hurrarufe dieser Truppen in dem Moment, da sie in die feindlichen Positionen eindrangen. Diese brausenden Hurrahrufe, die der Wind zu uns herübertrug!

Es war ein gigantisches Ringen, das jeden von uns in seinen Bann zwang. Obgleich ein Atom in dieser Masse, hatte man doch das fast unbezwingliche Gefühl, in diesen gewaltigen Ringkampf einzugreifen. Dieses Gefühl hat jeden bis zum letzten Mann durchglüht. Es war für mich geradezu beseligend, unsere Leute zu sehen, wie sie mit kindlichem Vertrauen zu ihren Offizieren und einer erstaunlichen Tollkühnheit vorwärtsstürmten. Wie schwer wurde es mir selbst, in dem Schützengraben meine Leute zu bewegen, liegen zu bleiben. Sie wollten die Feinde sehen, um so viele Ziele als möglich zu haben. Ich könnte stundenlang erzählen, wenn ich die anonymen Heldenthaten schildern wollte, die jeden Tag und jede Stunde ohne Aussicht und ohne Wunsch auf Belohnung vollbracht wurden. Wie viele Offiziersdiener marschirten verwundet mit, weil sie ihren Herrn nicht verlassen wollten! Ein Koch wollte das verwundete Tragthier, das die Kochkessel trug, nicht im Stich lassen. Er blieb bei seinem Pferd mitten im Artilleriefeuer, bis eine Sanitätsabtheilung nachkam und es regelrecht verband. Wie rührend ist die geradezu zärtliche Sorgfalt, die man auch den Pferden angedeihen läßt, die bei Verwundungen verbunden und gepflegt werden! Es giebt sogar Spitäler für Thiere!

Wenn man mitten unter solchen Truppen kämpft, die Seele von der gleichen Begeisterung wie sie geschwellt, wenn man täglich, stündlich solche Beispiele von hingebungsvollem Heroismus vor Augen hat, dann spürt man keine Strapazen. Man fühlt sich verjüngt und neu gekräftigt. Ich bin volle zwölf Tage nicht aus den Kleidern gekommen. Ich empfand dies durchaus nicht als Unannehmlichkeit. Ich schlief jede Nacht im nassen Gras ohne jeden weiteren Schutz als meinen Mantel. In meinem Zivilverhältnis hätte ich mir hierbei sicherlich eine Lungenentzündung zugezogen. Im Feld hatte ich kaum unter einem Schnupfen zu leiden. Alle Sinne schärfen sich. Man sieht und hört schärfer. Ich habe im Feld nicht einmal eine Magenverstimmung gespürt. Alle nervösen und neurotischen Symptome verschwinden wie unter einem Zauberschlag. Der ganze Organismus funktionirt normal und ist mit Energie geladen. Und wenn man dann, wie es mir widerfahren ist, zeitweilig aus der Gefechtslinie zurückgezogen wird, so hat man doch das erhebende und stärkende Gefühl, daß man im Verein mit seinen Kameraden — denn auch der Mann ist im Feld der Kamerad des Offiziers — an dem gewaltigen Werk unserer heldenmüthigen Armee mitgewirkt hat. Sie werden es daher begreiflich finden, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich den Moment meiner Genesung aus tiefster Seele herbeisehne, um mich meinem Regiment wieder zur Verfügung zu stellen und um meine mir in so kurzer Zeit ans Herz gewachsenen Kameraden wieder zu sehen.

Im